

**275. Museumsgespräch am Donnerstag, 28. November 2019, 18.30 Uhr,
Stadtmuseum**

Referent: Jan Gerull (Stadtarchiv Siegburg)

Thema: Die Fleckfieberepidemie in Siegburg 1945

Der Arzt von Siegburg

Der Artikel kommt daher wie Konsaliks Verkaufsschlager „Der Arzt von Stalingrad“ aus dem Jahr 1956. Die Quick, eine Illustrierte mit Millionenaufgabe, druckt am 29. Oktober 1961 die dramatische Geschichte „Der Arzt von Siegburg“. Der Mediziner, um den es geht, nimmt mehr als 50 Prozent der Seite ein. Es ist Dr. Jakob Ahles aus Köln.

Wir erfahren direkt unter den großen Lettern der Überschrift, dass der Erbgroßherzog von Luxemburg Ahles den höchsten Orden für Widerstandskämpfer verleiht. Es geht um sein Wirken 1945 im Siegburger Gefängnis, in dem er als politischer Häftling (er war Mitglied einer Kölner Widerstandszelle) einsaß.

Hier die dramatischen Eingangszeilen des Textes: „Februar 1945. Dreitausend Verzweifelte warten auf das Ende des Kriegs, auf das Ende ihrer Leiden. Die Häftlinge im Zuchthaus von Siegburg bei Köln. Einer von den dreitausend ist der Arzt Dr. Ahles. Er wird verdächtigt, zu den Verschwörern des 20. Juli zu gehören. Im Herbst 1944 wurde er von der Gestapo verhaftet. Am 2. Februar kommt er nach Siegburg.

Jetzt haust er zusammen mit vier Häftlingen in der Zelle 703. Eine Einzelzelle, die mit fünf Mann belegt ist. Zwei aneinandergerückte Holzpritschen. Will sich einer herumdrehen, müssen es alle tun. Der infernalische Gestank in dem engen Loch nimmt ihnen den Atem. Der Kübel, von fünf Menschen als Toilette benutzt, wird nur zweimal pro Tag geleert.

Und es ist eiskalt. Heizung gibt es nicht. Aber elektrischen Strom gibt es – für die grelle, nackte Birne an der Decke. Sie brennt Tag und Nacht.

Beim Aufstehen wird den Häftlingen jedesmal schwarz vor Augen. Seit endlosen Wochen haben sie sich nicht mehr satt essen können. Und trotzdem haben sie noch Glück im Unglück: keiner in der Zelle 703 ist schwer krank. In allen anderen Zellen aber fallen sie um wie die Fliegen. Eine Seuche...“

Die Seuche ist das Fleckfieber. Irgendwann in den ersten Tagen des Jahres 1945 bricht sie im völlig überfüllten Siegburger Gefängnis aus, Häftling Ahles wird sie bekämpfen. Unser Museumsgespräch widmet sich auf der Basis von amtlichen Schriftstücken des damaligen Kreisarztes Dr. Bruno Bange - erhalten im Nachlass Bruno Bange, der Anfang des Jahres dem Stadtarchiv zugeht - einer der größten humanitären Katastrophen unserer Stadt. 303 Menschen starben im ersten Halbjahr 45 an der Krankheit. Beim Quellenmaterial ist zu unterscheiden zwischen den während der Seuche angefertigten Schreiben und den Berichten, mit denen Bange, Ahles und die Gefängnisleitung im Nachhinein ihr jeweiliges Vorgehen gegenüber den Alliierten rechtfertigten.

Wie bzw. wieso brach die Seuche aus? Welche Bedingungen beförderten das Umsichgreifen? Welche Akteure stellten sich ihr mit welchen Mitteln entgegen? Die Fragen will ich in den nächsten 60 Minuten klären und schließlich auch eingehen auf das politische Nachspiel, das die Fleckfieberepidemie hatte. Hauptprotagonisten hierbei: Dr. Ahles und Dr. Bange.

Noch eine Bemerkung zur Terminologie. Ich werde im Folgenden die Bezeichnungen „Gefängnis“ und „Zuchthaus“ synonym verwenden. Wichtig ist die Aussage, dass ein Großteil der damals Einsitzenden keine Straftäter im heutigen demokratischen Sinne waren, sondern politische Häftlinge aus ganz Europa, die in großer Zahl zu Arbeitseinsätzen in und außerhalb der Anstalt herangezogen wurden.

Was ist Fleckfieber – die Laus als Überträgerin

Fleckfieber, auch Flecktyphus, Läusetyphus oder Lagertyphus genannt, ist eine durch sogenannte Rickettsien ausgelöste Infektionskrankheit. Sie tritt vor allem dort auf, wo viele Menschen dauerhaft unter schlechten hygienischen Verhältnissen zusammenleben. Die Bakterien werden durch Läuse übertragen.

Die Patienten bekommen starke Schmerzen im Kopf und in den Gliedern. Schlagartig steigt das Fieber an, es kann zehn bis zwölf Tage bei weit jenseits der 40 Grad verharren. Organ- und Gehirnschäden, massive Schädigung des Zentralen Nervensystems und ein Zustand der geistigen Umnebelung bis hin zur Halluzination

sind die Folge. Markante Hautauschläge geben dem Fleckfieber den Namen. Unbehandelt führt die Krankheit in bis zu 40 Prozent der Fälle zum Tod.

Als eigenständige Krankheit kategorisiert wurde das Fleckfieber 1847. Anderthalb Generationen zuvor wurde es, da noch ohne Namen, laut Medizinhistorikern kriegswichtig – wohl nicht das erste Mal in der Geschichte: Man nimmt an, dass ein Großteil der Soldaten Napoleons auf dem Rückzug nach dem missglückten Russlandfeldzug daran starben. Von 500.000 Mann blieben am Ende 80.000 übrig.

Während der Nazizeit grassiert Fleckfieber in den Konzentrationslagern. Den Alliierten ist das bekannt, sie verlassen Anfang Juni 1944 die Landungsboote am Strand der Normandie geimpft. Die deutschen Soldaten, so gibt es nach dem Krieg Professor Dr. Paul Martini aus Bonn, der als Experte die Seuche im Siegburger Gefängnis feststellte, gegenüber der Militärregierung an, seien nicht alle geimpft gewesen. Jedenfalls nicht die an der Westfront. Von Fleckfieber in den Konzentrationslagern habe man „gerüchteweise gehört“. Bis 1942/43 habe man einige wenige Fälle in der Region verzeichnet.

Liest man diese Aussage, so könnte man meinen, das Fleckfieber, das zum Jahreswechsel 1944/45 ausbrach, hätte Ärzte und Behörden gänzlich unvorbereitet getroffen. Dies stimmt nicht. Am 31. Dezember 1941 und am 1. Januar 1942, also schon drei Jahre vorher, erhält Dr. Bange Kenntnis, dass einerseits bei einem oder zwei deutschen Soldaten Fleckfieber festgestellt worden sei, die Seuche andererseits im Kriegsgefangenenlager 995 an der Luisenstraße 86 unter den gefangenen Russen auftritt. Wir erfahren aus den Akten, dass über das Lager eine Sperre verhängt wird.

Bange besucht Anfang Februar 1942 eine Fach-Tagung zum Fleckfieber in Bonn. Als Referent bittet er die versammelten Ärzte der Wehrmacht, ihm bei einem Fleckfieberfall unverzüglich Meldung zu machen und fordert gleichzeitig dazu auf, ihm möglichst viele Zusatzinformationen zum Aufenthalt des Patienten in der nahen Vergangenheit, zu seinem Kontakt mit Zivilpersonen, zur aktuellen oder zurückliegenden Verlausung zu geben. Die Zahl der Zwangsarbeiter aus dem Osten wächst an, gleichzeitig werden Lazarette für Soldaten von der Ostfront eingerichtet. Dem Amtsarzt ist die daraus resultierende Gefahr bewusst.

Wie wichtig ihm der Bevölkerungsschutz vor der Seuche ist, zeigt sein Einsatz für eine Polizeiverordnung, die Friseure dazu verpflichten soll, Personen „mit Ungeziefer“, so das Originalzitat, dem Gesundheitsamt zu melden. Die Friseur-Innungen haben zu diesem Zeitpunkt schon eine Anweisung, niemanden mit Ungeziefer zu frisieren oder ondulieren. Freilich melden die Friseure aus Sorge um das eigene Geschäft und dessen guten Ruf den Befall beim Kunden nicht weiter.

Im Frühjahr und Sommer 42 ist man dann damit beschäftigt, Siegburg mit Entlausungseinrichtungen auszustatten. Zunächst plant man, die städtische Desinfektionsanstalt in der Bachstraße 7 auf Kosten der Wehrmacht zu erweitern. Am 26. September 1942 teilt die Stadt dem Amtsarzt mit: „Die Rheinische Zellwolle A.G. hat inzwischen eine Entlausungsanlage für ihre Gefolgschaftsmitglieder eingerichtet und sich bereit erklärt, diese Einrichtung auch der Stadt Siegburg zur Benutzung zur Verfügung zu stellen. Damit dürfte den Erfordernissen Rechnung getragen sein.“

Als die Seuche Ende Februar 1945 erkannt ist, fallen einige Tage später die Anlage der Zellwolle und der ebenfalls vom Gefängnis beanspruchte Apparat in der Troisdorfer Dynamitgesellschaft nach Bombentreffern aus. Unter großen Schwierigkeiten beschafft die Gefängnisleitung einen mobilen Desinfektionsapparat der Klöcknerwerke. Über dessen Einsatz und Kapazität schweigt unsere Überlieferung.

Ausbruch und Nichterkennung – der Anfang

Am 23. Dezember 1944 ist der Siegburger Bahnhof das Ziel eines alliierten Großangriffs. Zu den Aufräumarbeiten werden Inhaftierte aus dem Gefängnis eingesetzt. Diese etwa 100 Männer sind dem Außenkommando bei der Rheinischen Zellwolle zugeteilt, Reichsbahn und Zellwolle einigen sich über den Einsatz an den Gleisen, ohne das Einverständnis der Anstaltsleitung einzuholen.

Die Kleidung der am Bahnhof Angetretenen ist für Innenarbeiten bei der Zellwolle ausgelegt, nicht für Plackerei im Außenbereich im Hochwinter. In kürzester Zeit sind

fünf Dutzend Männer krank und werden zurück ins Gefängnis geschickt, wo sie weitere Personen anstecken.

Im Januar 1945 steigt die Krankheitsrate, das Sterben beginnt. Die Anstaltsleitung glaubt, nachdem sie von den Aufräumarbeiten im Bahnhof erfahren hat, an eine durch die unsachgemäße Verwendung der Häftlinge ausgelöste Grippe-Epidemie. Anstaltsarzt Dr. Moritz Hohn stellt diese Diagnose. Die inhaftierten Ärzte Tuorneur und Chagulean, mit denen sich der Vorstand des Zuchthauses berät, teilen die Auffassung. Sie glauben an eine Wiederkehr der Spanischen Grippe von 1918. Und, so wird die Gefängnisleitung nach dem Krieg nicht müde zu erwähnen, noch Mitte Februar 45 habe ein eingesperrter holländischer Arzt von einer „bösen Grippe“ gesprochen.

Wie nun erreichte die Seuche das Gefängnis? Mit der Laus. Und diese kann, so vermuten die Köpfe der Anstalt, in einer Lieferung von 50 Matratzen aus dem Kölner Klingelpütz auf den Brückberg gekommen sein.

Entdeckung der Seuche – erste Maßnahmen

Am 16. Februar 1945 erhält Obermedizinalrat Bange Post von den Heilstätten der Hansestadt Köln in Rosbach an der Sieg. Man habe vor drei Tagen in einem Sanitätswagen des Gefangenenlagers Siegburg einen der Bewachungsmannschaft angehörenden Karl Birkenbeul in schwerkrankem Zustand aufgenommen.

In seinem Lager, so Wachmann Birkenbeul, seien seit Ende Dezember 1944 Menschen erkrankt, schon 40 gestorben. Die Krankheit werde als schwere Grippe bezeichnet. Heilstätten-Chefarzt Krause ahnt, dass es keine Grippe ist. Er schreibt an den Kollegen Bange in Siegburg: „Eine Blutprobe haben wir nach Marburg geschickt. Da mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Fleckfieber vorliegt, bitte ich dringend, sich des Falles anzunehmen, auch in Beschaffung von Schutzserum. Ich habe den Kranken so gut es geht in der Familie isoliert, die Kleidung desinfiziert.“

Fieberhaft, um im Bild zu bleiben, versucht Bange in den nächsten Tagen mehr herauszubekommen. In welchem Gefangenenlager ist Birkenbeul eingesetzt? 25 Lager gibt es in Siegburg, es ist die Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Telefonisch ist

der Kollege in Rosbach nicht zu erreichen, deshalb muss mühevoll per Brief korrespondiert werden. Erst am 28. Februar ist klar: Es ist das Gefängnis, es ist das Fleckfieber, dem Birkenbeul schließlich erliegt.

Der Vorstand des Zuchthauses verfügt nach Rücksprache mit den Ärzten Bange und Martini die Schließung, die Sperrung für alle Zu- und Abgänge. An den Pforten werden Schilder angebracht: „Fleckfieber. Zutritt verboten!“ Beamte und Pfleger sollen Schutzkleidung tragen. Die Anstalt soll generalgereinigt werden, die umfassende Entlausung von Kleidung und Betten wird angeordnet. Leimsperren sollen verhindern, dass die Tiere von Zelle zu Zelle, von Flügel zu Flügel spazieren.

Der Amtsarzt fordert erst eine detaillierte Aufstellung der Außenarbeitsstellen an, dann schreibt er diese an. Bange stoppt den Pendelverkehr, seine große Angst ist eine Verbreitung weit über das Gefängnis hinaus.

Der Übergang in den Seuchenmodus gestaltet sich äußerst schwierig, das belegen allein die Zahlen: Knapp 3.000 Gefangene in einer Anstalt, die für maximal 900 Menschen errichtet wurde. 250 Erkrankte, mindestens 80 Tote.

Bange versucht seinen Bericht an den Kölner Regierungspräsidenten sachlich zu halten, de facto ist es ein S.O.S. Die Unterbringungsmöglichkeiten seien äußerst primitiv, die Separierung der Kranken von den Gesunden aufgrund der Belegungsfülle kaum zu realisieren. Neue Leib- und Bettwäsche sei nicht zu besorgen, Medikamente aufgrund der zerstörten Transportwege nicht zu bekommen.

Was tun mit den erkrankten Beamten der Anstalt? Bange möchte sie gern im Gefängnis unterbringen. Dessen Direktor, Oberregierungsrat Carl Heider, sträubt sich. Schnell ist die Isolierstation des Siegburger Krankenhauses, eingerichtet im Haus zur Mühlen, voll. Zudem geht 50 Meter vom Haus zur Mühlen entfernt eine Batterie der Wehrmacht in Stellung. Das Haus steht mehrere Wochen quasi in vorderster Frontlinie, die Amerikaner liegen jenseits der Sieg.

Am 11. März kommt es zu einer grotesken Situation. Der DRK-Helfer Engels hat sich mit Fleckfieber angesteckt – wo, ist nicht bekannt –, seine Rotkreuzkameraden fahren ihn im Handkarren zum Gefängnis, doch die Zuchthausverwaltung lehnt seine Aufnahme entschieden ab. Quer durch die Stadt geht es mit dem Schwerkranken zum Haus zur Mühlen ins Kaldauer Feld. Das ist rappellvoll, Engels wird erneut

abgewiesen. Den Helfern bleibt keine andere Wahl: Sie fahren ihn zurück in seine Privatwohnung in der Hindenburgstraße, wie die Frankfurter Straße damals hieß.

Nach Hause zurück kehren ferner die sieben Beamten, die man in einer Holzbaracke an der Bambergstraße zusammenfasst. Dramatische Szenen müssen sich beim Abtransport von daheim abgespielt haben. Die Frauen wollen ihre teils schon im Delirium liegenden Männer nicht aus der Obhut geben.

Als die Frauen tags darauf nach den Gatten in der Baracke sehen, so ein authentischer Bericht in den 65er Nachrichten aus dem Jahr 1984, liegen die Kranken auf Bettgestellen mit Strohsäcken. Keine Betreuung, kein Wasser, kein Brot. Auf einem schmalen Wagen transportieren die Frauen die kranken Männer ab, die sie mit Schals Rücken an Rücken aneinandergebunden haben. Drei von ihnen kommen dann doch noch ins Anstaltslazarett. Von den restlichen vier zuhause Gepflegten überleben drei die Seuche nicht.

Man kann sich das Grausen vorstellen, dass den Amtsarzt befällt, als er davon Mitteilung bekommt, dass Kranke zuhause womöglich die Verwandtschaft anstecken.

Nicht nur für ihre nächsten Angehörigen sind die Fleckfiebernden ein Risiko: Soldaten kommen und gehen, Einquartierungen sind an der Tagesordnung. Nehmen sie in den Häusern Erkrankter Läuse auf und stecken sich an, tragen sie die Seuche weiter. Bange bittet die Polizei, dafür Sorge zu tragen, dass an den Häusern sämtlicher Fleckfieberkranker ein Schild angebracht wird: „Flecktyphus – Betreten für Soldaten streng verboten“.

Hier begegnet uns nach der eingangs geschilderten Episode aus den Friseursalons einmal mehr mangelnde Kooperationsbereitschaft seitens der Bevölkerung aus Angst vor dem gesellschaftlichen Stigma. Es stellt sich heraus, dass die Hausbewohner ihre Schilder im Beisein der Polizei aufhängen, dann aber wieder abnehmen. Bange an die Ortpolizeibehörde: „Dem Haushaltsvorstand ist mitzuteilen, daß er weiterhin für die Aushängung des Schildes verantwortlich ist und daß er sich strafbar macht, falls das Schild entfernt bzw. nicht sofort ersetzt wird. Vom Divisionsarzt wird Anzeige an das Kriegsgericht in diesen Fällen für erforderlich gehalten.“

Kriegsumstände verhindern effektive Bekämpfung

Das Zusammenwirken ungünstiger Faktoren und der kriegsbedingte Mangel verhindern eine effektive Bekämpfung der Seuche. Dieser Abschnitt wendet sich den Gesamtumständen zu, mit denen die Akteure zu kämpfen hatten.

Fangen wir im Herbst 1944 an. Ganz im Westen erreichen die Alliierten erstmals deutsches Territorium. Auf dem Rückzug werden die linksrheinischen Gefängnisse geräumt, nach Siegburg werden schon im September u.a. 273 Häftlinge aus Aachen, 70 aus Düren, 60 aus Rheinbach verlegt. Am 3. November erreichen 239 Gefangene aus Köln und am 10. Februar 1945 125 aus Brauweiler den Brückberg. Zwar können einige Häftlinge in weiter östlich gelegene Anstalten überwiesen werden, eine Überbelegung ist dennoch die logische Konsequenz.

Aus der Überbelegung wird spätestens dann eine Mehrfach-Überbelegung, als die alliierten Bombardements die Industriebetriebe zerstören, in denen die Zuchthaushäftlinge arbeiten und auch dort in Baracken in der Nähe wohnen: Im Einzelnen werden von der Rheinischen Zellwolle 300 Mann, von der Dynamit AG und den Klöcknerwerken Troisdorf je 200 Mann zurückgenommen. Insgesamt listet die Gefängnis-Leitung 1060 arbeitende Häftlinge auf, die von fabriknahen Außenstandorten ins „Haupthaus“ zurückkehren.

Zur Überbelegung kommen die Kriegsgeschehnisse. Das Ende ist nah, aber es zieht sich verlustreich hin. Zu den großen Bombenangriffen am 23. und 28. Dezember sowie am 6. März kommen Tieffliegerangriffe und seit März auch tägliches Artilleriefeuer. Hunderte Siegburger sterben. Als die Frauen der fleckfieberkranken Beamten wenige Tage nach der eigenmächtig durchgeführten Rückholaktion an der Baracke Bambergstraße stehen, liegt das Gebäude „wie eine Streichholzschachtel“ am Boden.

Ähnliches passiert mit Medikamenten, die im Driescher Hof lagern. Bange konfisziert die Heilmittel, stellt sie Gefängnis-Apotheker Strehle zur Verfügung. Ehe sie das Gefängnis erreichen, werden sie durch einen Luftangriff vernichtet.

Das Gefängnis selbst wird weitestgehend verschont. Die Alliierten wissen, dass dort die Vereinigten Staaten von Europa einsitzen. Jene, die auf dem ganzen Kontinent Widerstand gegen das Hakenkreuz leisteten. Freilich spüren auch die Insassen den

Krieg. Die Einschläge in der Umgebung bewirken Glasbruch der Fenster. Die Winterkälte kann ungehindert eindringen und macht die Kranken kränker.

Die Frontstellung Sieburgs geht einher mit großer Not. Deutlich die Beschreibung im Sieburger Blatt „Bomben auf Sieburg“: „Seit Mitte Februar 1945 gab es in Sieburg kein Fett, keine Nahrungsmittel, kein Salz, keine Kartoffeln, keine Textilien, keine Schuhe, keine Kohlen, keine Seife und keine Waschmittel zu kaufen. Natürlich fehlte es auch an Baustoffen, um die Bombenschäden zu beseitigen und selbst kleine Reparaturen wurden durch ständige Tieffliegerangriffe vereitelt.“

Man kann sich vorstellen, wie schwer es für die Gefängnisleitung ist, genug Nahrung zu beschaffen. Das Herbeiverhandeln und Hinwegsetzen über Vorschriften und Befehle ersetzt die bürokratische Beschaffungsroutine. Am Rothenbacher Hof, der das Gefängnis versorgt und von Häftlingen bewirtschaftet wird, untergebrachtes Vieh, das eigentlich nach Osten abgetrieben werden soll, wird dem Gefängnis zugeführt. Dort lagernde Wehrmachtsskartoffeln werden zu Zuchthauskartoffeln – nach langwierigen Verhandlungen. Das Fleisch verletzter, dann geschlachteter Pferde wird verabreicht.

In Sieburg bricht die Strom- und Wasserversorgung zusammen. Mühsam muss jeder Liter für das Gefängnis aus der 800 Meter entfernten Agger in den Tankwagen fließen oder aus einem Brunnen geschöpft werden. „Aqua, Wasser, Water“ – so rufen laut Artikel in der „Quick“ die Gefangenen aus aller Herren Länder dem zum Anstaltsarzt aufgestiegenen Häftling Jakob Ahles zu, als er seine ersten Runden durch die Zellen dreht. Statt Wasser wird kurzzeitig Wein ausgeschenkt. Der scheint noch verfügbar.

Amtsarzt Dr. Bange schreibt am 22. März 1945 an die Rhenag: „Ich halte es für unbedingt erforderlich, dass alles versucht wird, um das Städtische Wasserwerk, dessen Betriebsanlage, wie ich höre, intakt ist, wieder in Betrieb zu bringen, damit die Einwohnerschaft sich wieder gründlich waschen, Wäsche reinigen und Wäsche wechseln kann. Die Entlausungs- und Reinigungsmaßnahmen im Gefängnis stoßen auf große Schwierigkeiten.“

In seinen Korrespondenzen ist Bange auf Schreibmaschine und Papier angewiesen. Zum Hörer greifen, um Dinge schnell zu erfragen, zu organisieren, kann er nicht mehr. Das Telefon versagt. Kuriere werden ausgesandt. Die letzte Kriegsphase stürzt Siegburg ins Mittelalter.

Sein zuständiger Dezernent, der in Bad Godesberg sitzt, erhält Banges Fleckfieber-Nachrichten nicht. Er überspringt eine Stelle im Dienstweg, schreibt direkt den Regierungspräsidenten in Köln an. Antwort erhält er nicht. Die Bürokratie ist außer Kraft. Bange selbst besitzt im März 1945 gar keinen festen Arbeitsplatz mehr. In der Depesche an Medizinalrat Dr. Josef Klein in Krawinkel, den er um Lausex und Lausetan bittet, heißt es: „Bin zu erreichen durch das DRK Bereitschaftsheim Michaelsberg.“

Medizinische Hilfe – beinahe ohne Medizin

Ohne Vorwarnung wird Dr. Jakob Ahles, der Widerstandskämpfer aus Köln, Anfang März aus seiner Gefängniszelle geholt und zur Gefängnisleitung geführt. Über das, was dann passiert, berichtet 16 Jahre später die Zeitschrift „Quick“ wie folgt: „Er der Häftling, soll die ärztliche Oberaufsicht über das Gefängnis übernehmen.“ Ahles antwortet, er habe Berufsverbot, die Gestapo warte nur darauf, ihn wegen eines Verstoßes zu ermorden. Oberregierungsrat Heider ist das egal. Ahles soll anpacken. Schnellstmöglich.

Er ist die letzte Hoffnung. Dr. Moritz Hohn, der Siegburger Anstaltsarzt, hat sich krankgemeldet. Derjenige Arzt, der früher routinemäßig die Vertretung übernahm, ein Dr. Struben, sagt ab. Versuche, von übergeordneter Stelle einen Strafanstalts-Medizinalrat nach Siegburg zu lotsen, schlagen fehl.

Nun sollen es also die Häftlinge unter sich ausmachen. Ahles schaut in den Medizinschrank: Drei Schachteln Aspirin, eine Flasche Jod, zwei Rollen Leukoplast, und zwölf Flaschen Rizinusöl. Als er in den Keller schaut, erschauert er. 38 noch nicht identifizierte Leichen. Und weitere Tote, die schon tagelang in den Zellen liegen.

„Die Aufgabe, die ihm gestellt wird, ist nicht zu lösen“, schreibt die „Quick“. Ahles probiert dennoch alles. Er schmiedet eine Allianz mit einem der bekanntesten und einflussreichsten Häftlinge, der luxemburgischen Widerstandskämpferin Josy Wengler. Wengler stellt ihm eine Mannschaft aus luxemburgischen Gefangenen zusammen. Die Männer, selbst stark geschwächt, trennen so gut es eben geht die Infizierten von den bislang Verschonten.

In einem entscheidenden Punkt herrscht Uneinigkeit zwischen dem Sanitätsteam und der Anstaltsleitung. Dr. Ahles möchte die Werkstatt, in der Kraftfahrzeuge repariert werden, in ein Lazarett umwandeln. Dies wird erst nach längerer Zeit gewährt, da die Autohalle in den strategischen Überlegungen der Anstalt bis zum Schluss eine zentrale Rolle spielt.

Wenn in der Autowerkstatt gearbeitet wird, kann der Raum nicht für weitere Zugänge dienen und für weitere Überbelegung sorgen. Immer wieder gibt es Gespräche mit Staatsanwalt Schulz aus Köln, der zwecks Unterbringung von Kölner Häftlingen ein Auge auf Kirche und Werkstatt wirft – es bleibt bei der Absicht. Oberregierungsrat Heider wehrt die Angriffe aus Selbstschutz ab.

Zurück zum verzweifelten Kampf gegen die Seuche. Erwähnte Luxemburger gehören zur Expeditionstruppe, die unter lebensbedrohlichen Kriegsbedingungen andauernder Bomben- und Tieffliegerangriffe mit dem Gefängnis-LKW nach Wuppertal-Elberfeld aufbricht, um in einer noch funktionstüchtigen Apotheke Herzstärkungsmittel und Läusepulver zu erstehen. Die Gefangenen gehen selbst organisieren!

Und dann, weiter geht es zu wie in einem Film, findet sich doch noch ein Siegburger Arzt, der freiwillig mithilft. Genauer gesagt ist es eine Ärztin, die junge Assistenzärztin Dr. Fey aus dem städtischen Krankenhaus. Sie erkrankt ebenso wie zwei der vier Franziskanerinnen aus dem Spital, die Barmherzigkeit zeigen und sich der Kranken annehmen. Ahles wird sich später mit einem Schreiben an die Militärregierung für die Arbeit der Nonnen und das Hereinschmuggeln von Medikamenten aus dem Krankenhaus bedanken. Unter normalen Umständen wäre der Sanitätsdienst der Schwestern nicht möglich gewesen. Die Anstellung weiblichen Pflegepersonals war in Männeranstalten verboten.

Die Frauen knüpfen an das gute Werk des katholischen Gefängnis Pfarrers Johannes Münster an. Wochenlang hat sich dieser gute Geist, das wurde nach dem Krieg von den Inhaftierten unisono betont, hingebungsvoll um die Kranken gekümmert, Beichten abgenommen, an den Pritschen der Sterbenden die letzte Ölung gespendet, ehe er am 19. Februar 1945 selbst an der Krankheit starb.

Das Fleckfieber ist dabei nicht die einzige Krankheit, die wütet. Bei Dr. Fey wird außerdem Typhus festgestellt. Trotzdem überlebt sie. Typhus greift in den letzten Kriegswochen im Siegburgkreis weit um sich. Infizierte gibt es zum Beispiel in den Michaelsbergstollen, in denen die ausgebombten Siegburger unterkommen.

Erfolgreicher Seuchenkampf mit den Befreiern

Jakob Ahles nimmt 1946 für sich in Anspruch: „Es war mir als Gefangener gelungen, vor dem Einmarsch der alliierten Streitkräfte die Sterblichkeitsziffer unter den Gefangenen bis auf ein geringes Maß zu reduzieren und ebenso die Neuinfektionen durch zielbewusste und teilweise harte Anordnungen stark zu verringern.“

Durchgreifend besser wird die Situation erst nach Einmarsch der Amerikaner. Die lassen das Gefängnis zunächst unberührt, die gelbe Seuchenflagge schreckt sie ab. Erst 48 Stunden nachdem sie die Stadt vom Nationalsozialismus befreit haben, dringen sie in das Gefängnis ein und führen Ärzte, Sanitäter und Medikamente nach. Ahles wird am 20. April durch die Unterschrift von General Eisenhower persönlich vom Häftlingsstatus befreit und gleichzeitig ganz offiziell als Anstaltsarzt eingesetzt. Er arbeitet zusammen mit 10 Ärzten, 50 Schwestern, 35 Sanitätern und einem Biologen der Universität Leiden.

Ein Hilfshospital wird eingerichtet, massenhaft Impfungen und Desinfektionen durchgeführt, Medikamente und erstmals seit Monaten genügend Lebensmittel ausgegeben. Nach Nationen gegliedert, leben die ausländischen Gefangenen noch einige Wochen in gefängnisnahen Camps. Die politischen Häftlinge aus Deutschland verbleiben als größte Gruppe für eine gleichlange Zeit im Zuchthaus. Niemand darf ohne Ahles Unterschrift auf der Bescheinigung, dass keine Ansteckungsgefahr besteht, nach Hause.

Zum besseren Verständnis: Alle Anstrengung und Professionalisierung des Fleckfieberkampfes unter den Alliierten kann nicht verhindern, dass auch nach dem 12. April 1945 Menschen sterben. Dafür ist die Zahl der Infizierten, speziell der Kranken im Endstadium, zu groß.

Ahles jedenfalls arbeitet „Tag und Nacht“, bewirkt sogar, dass an den Rheinübergängen in Bonn, Köln und Düsseldorf intensive Kontrollen von Zivilpersonen durchgeführt werden. Wer nicht entlaust und eventuell schutzgeimpft ist, darf die linke Rheinseite nicht betreten. Ahles schreibt: „Es waren rigorose und unpopuläre Maßnahmen notwendig. Sie haben zum Erfolg geführt und Truppe und Zivilbevölkerung vor Infektion bewahrt. Die Fleckfieberepidemie blieb bis auf ganz geringe Ausnahmen auf den engen Kreis des Zuchthauses Siegburg beschränkt.“

Das Siegburger Gefängnis – ein Konzentrationslager?

Mitte Mai 1945 berichtet das Luxemburger Radio über ein Konzentrationslager in Siegburg. Die Zustände während der Fleckfieberepidemie waren nicht zuletzt durch die 82 Häftlinge aus dem Großherzogtum zum Sender gelangt.

Die Berichterstattung erzeugt ein promptes Veto des Vorstandes des Zuchthauses und Strafgefängnisses Siegburg. Ob der Beschuldigung sieht man sich genötigt, Stellung zu nehmen. Drei Rechtfertigungsschriften folgen.

Die Gefängnisleitung räumt die Versorgungsengpässe und das späte Erkennen der Fleckfieberseuche ein, beschreibt aber geradezu blühend die Vorteile, die die Häftlinge genossen. Radio wurde stillschweigend erlaubt, Pakete der Angehörigen seien trotz Verbots ausgehändigt worden, die Arbeitszeit habe man um zwei auf zehn tägliche Stunden gekürzt. Ja, die Autoren geben sogar an, dass für einige Häftlinge, die mehrere deutsche Gefängnisse durchlaufen hätten, das Siegburger Zuchthaus geradezu ein Sanatorium gewesen sei. Wir haben gehört, dass dies für das letzte Vierteljahr absolut nicht gelten kann.

Wischt man die Farbe der Schönfärberei ab, so bleibt die Frage bestehen: Waren die Zustände im Gefängnis wirklich so wie im Konzentrationslager? Gert Fischer, der einstige Leiter dieses Hauses, hat in einer Publikation zur 40. Wiederkehr des

Geiselmordes an den drei in Siegburg inhaftierten Luxemburgern Jean Bück, Camille Körner und Marcel Charpantier herausgestellt, dass das Siegburger Gefängnis, bei aller Grausamkeit des NS-Staats, die sich auch hier zeigte, einen letzten Rest an Rechtssicherheit bot. Hier drohte nicht der unmittelbare Tod, hier waren die Gefangenen kein Freiwild, das täglich mit dem Schlimmsten rechnen musste. Wenn es vor der Fleckfieberpeidemie lebensgefährlich wurde, dann durch die Zustände außerhalb, etwa bei der Rheinischen Zellwolle, in der die Arbeitskommandos giftige Dämpfe einatmeten.

Der Mord an den Luxemburgern im August 1944 erscheint diesbezüglich als Zäsur. Die Exekution, die urplötzlich vom Kriegsgericht befohlen wird, soll vom Wachpersonal eigenhändig durchgeführt werden. Einige Mitarbeiter, die von der bevorstehenden Hinrichtung gehört haben, melden sich krank, um nicht schießen zu müssen. Das Reichministerium der Justiz protestiert nach den erzwungenen Wachmannschaftsschüssen am Uhlrather Hof beim Generalstaatsanwalt in Köln und beim Oberkommando der Wehrmacht: „Der Befehl des Kriegsgerichts in Trier war nicht zulässig. Die Vollzugsbehörden sind nicht verpflichtet, Todesurteile der Kriegsgerichte zu vollstrecken.“ Die Eingabe bleibt erfolglos.

Später, in der von uns betrachteten Zeit ab Dezember 1944 bis April 1945, bekommt es die Gefängnisleitung, wenn wir ihren nachträglichen Berichten Glauben schenken mögen, wieder mit einer Einflussnahme von außen zu tun. Man habe sich geweigert, das Fallbeil aus der Anstalt Köln, was in Siegburg zur weiteren Verwendung aufgestellt werden sollte, anzunehmen. Kölner Verhältnisse gab es gottlob nicht in Siegburg. Der Klingelpütz, der, wie wir schon gesehen haben, Ende 1944 mehrere Hundert Häftlinge und die verlausten Matratzen überstellt, dient zu Kriegszeiten als Hinrichtungsstätte für diverse Sondergerichte. Mehr als 1.000 Menschen hackte die Guillotine dort den Kopf ab.

Auch, so die Anstaltsleitung, sei die Anweisung des NSDAP-Gauleiters ignoriert worden, einen einsitzenden früheren Minister Schmidt und einen Herrn Kaiser, wohl ein hochgestellter Regimefeind, der nach 1945 das Gefängnis zu Amberg leitete, „zu beseitigen“. Man bringt sie eigenen Angaben nach in einer anderen Anstalt in Sicherheit.

Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner drohte dann eine ähnliche, noch größere Tragödie in Siegburg, als zunächst Parteibereichsleiter Thiel die Erschießung von

1.300 „gemeingefährlichen und politischen Häftlingen“ des Zuchthauses fordert. Durch Hinhaltenaktik sei der Massenmord abgewendet worden, so die Leitung später. Und ganz zum Schluss, in den ersten Apriltagen, sei die Absicht des Kampfkommandanten, das Gefängnis samt Oberregierungsrat Heider in die Luft zu sprengen, „infolge erhöhter Aufmerksamkeit vereitelt worden“.

Um es mit dem ehemaligen Museumsleiter Fischer zu sagen: Der Rechtsrahmen, der lange ein Mindestmaß an Sicherheit gewährte, ist in der Endphase der Naziherrschaft in akuter Gefahr. Neben der Seuche bedroht eine noch größere Apokalypse die Anstalt. Die Anstaltsleitung ist bemüht, den Strafvollzugscharakter zu bewahren, keine Mordanstalt zu werden.

Exkurs: Beim Abtransport nach Buchenwald spielen sich am 15. Januar 1945 brutale Szenen im Kölner Klingelpütz ab. 80 politische Häftlinge werden erdrosselt und erschlagen, ihre Leichen im Hof verscharrt und erst im Oktober 1945 gefunden.

Abschiebungen ins Konzentrationslager gibt es auch in Siegburg, seit etwa 1940 wird selektioniert: Juden, aber auch Langzeithaftierte werden in die Schreckens- und Vernichtungslager weitergereicht. Welche Zustände dort herrschen, ist den Siegburger Häftlinge schon früh bewusst, wie wir aus einer anderen Quelle, den Gefängnisbriefen des Erich Sander, wissen.

Wer abgeholt wird, fährt dem fast sicheren Tod entgegen. Die Gefängnisleitung besteht in ihren Rechtfertigungen deshalb immer wieder darauf, dass die Gefangenen bleiben *wollten*. Bis in die Phase der Epidemie hinein.

Wer trägt Schuld an der Epidemie?

Nach dem Krieg erhebt die VVN, die Vereinigung der Verfolgten des Nationalsozialismus mit Dr. Ahles und dem Luxemburger Widerstandskämpfer Josy Wengler an der Spitze, massive Vorwürfe gegen Amtsarzt Bange erhebt. Als Unterstützer erweisen sich die Kommunisten im Kreistag, die unbedingt verhindern wollen, dass Bange als Amtsarzt wiedereingesetzt wird. Er hatte aufgrund der NSDAP-Parteimitgliedschaft im Frühjahr 45 seinen Posten räumen müssen, ist zwei

Jahre später, nach abgeschlossener Entnazifizierung, auf dem Sprung zurück in die alte Stellung.

Die Kommunisten erheben öffentlich massive Vorwürfe. Bange habe sich während der Epidemie weder Sorgen um das Schicksal der Gefangenen noch um die Bevölkerung gemacht. Erst nach dem Einmarsch der Amerikaner sei er im Gefängnis vorstellig geworden. Bange vermutet Dr. Jakob Ahles, den Arzt von Siegburg, hinter der Offensive der Kommunisten. Ahles war zwischenzeitlich von den Alliierten als Amtsarzt eingesetzt worden. Bange glaubt, Ahles schiele unverhohlen auf seine alte Stelle, spricht in Briefen an befreundete Mediziner von unhaltbaren Verleumdungen eines Morphinisten.

Überliefert ist das Protokoll einer Verhandlung vor einem Untersuchungsgericht der Militärregierung am 1. Oktober 1947. Unter dem Vorsitz von Lt. Col. J.S. Collings befragen insgesamt drei Politiker von Zentrum, CDU und SPD sowie zwei Mediziner, Dr. Möhlenbruch vom Siegburger Krankenhaus und Oberregierungsmedizinalrat Dr. Zavels aus Köln, die Protagonisten des Seuchenkampfes.

Dr. Bange gibt an, dass nicht die Behandlung einzelner Kranker zu seinen Aufgaben gehört habe, sondern die Eindämmung der Krankheit auf den Herd, was schließlich gelungen sei. Die von ihm initiierten Maßnahmen kann er in schriftlicher Form nachweisen.

Das Fräulein Fey, die mutige Assistenzärztin, die sich freiwillig an die Krankheitsfront meldete, entkräftet den Vorwurf von Ahles, Bange sei „nie im Gefängnis gewesen“. Mindestens zweimal sei Bange ins Gefängnis gekommen, einmal habe er sie vor Ort geimpft.

Das Gericht kommt zu dem Schluss: „Dr. Bange hat seinen dienstlichen Vorschriften entsprechend korrekt gehandelt. Ein Versäumnis kann nicht festgestellt werden.“ Er erlangt seine alte Position wieder, amtiert bis zu seiner Pensionierung am 1. Februar 1957.

Die Quellenlage bestätigt: Bange war während der Epidemie allein auf weiter Flur (der Großteil der Kreisverwaltung hatte sich in den Osten des Kreises abgesetzt), ohne Kontakt zur vorgesetzten Dienststelle, ohne Telefon, ohne Ärzte und Medikamente, ja nicht mal die genauen Zahlen der Erkrankten und Toten wurden ihm aus dem Gefängnis geliefert. Konfrontiert wurde er mit weiteren humanitären

Brennpunkten wie dem Michaelsbergstollen, in dem hunderte Menschen hausten und Typhus um sich griff, und dem Haus zur Mühlen mit seiner Isolierstation, das unmittelbar in der Frontlinie lag. Erst spät, zu spät um Menschenleben zu retten, wurde er über das Fleckfieber informiert. Da grassierte die Seuche schon zwei Monate.

Kommen wir abschließend auf eine Aussage im Verhandlungsprotokoll, die den Kern der interessantesten Frage berührt: Wieso starben acht Wochen lang Häftlinge, ohne dass näher nach einer Ursache gefahndet wurde?

Ahles, der Häftling, der zum Anstaltsarzt wurde, rechnet vor dem Gericht mit der Gefängnisleitung ab: „Es wurde versucht, die Sache geheim zu halten und als Grippe darzustellen.“ Ahnte etwa der Anfang März selbst erkrankte langjährige Anstaltsarzt Moritz Hohn, was vor sich ging, vermied deshalb die Nähe der Kranken?

Wundersamer Weise diagnostizierte er ausgerechnet beim Herannahen des Seuchenexperten Martini, des Amtsarztes Bange und des Staatsanwalts Schulz aus Köln am 28. Februar 1945, genau eine Stunde vor deren Eintreffen, den ersten Fleckfieberfall. Da gab es schon 250 Infizierte und 70 Tote! Über die medizinische Gesamtversorgung im Zuchthaus und die Einstellung des Arztes Hohn sagt das einiges aus. Wie sehr leuchtet dagegen das Beispiel der Assistenzärztin Dr. Fey, die sich in Lebensgefahr begab und gottlob überlebte!

Fragen wir anders: Was wäre passiert, wenn man die wirkliche Ursache für das plötzlich auftretende Sterben erkannt hätte? Medizin für Hunderte, Impfstoffe für tausende Menschen war Anfang 1945 nicht zu bekommen. Erst recht nicht für politische Häftlinge, die das Regime im Blutrausch, den die nahende Niederlage auslöste, am liebsten in Gänze ausradiert hätte, wie das vorangegangene Kapitel aufführte.

Noch drastischer gedacht: War es angesichts der Überbelegung und des immer ungünstigeren Zahlenverhältnisses zwischen Gefangenen und Wärtern – die anderen Gefängnisse schickten Häftlinge, aber kein Personal, das Personal, das da war, erkrankte –, nicht sogar angenehm, wenn ein Teil der Häftlinge ermattet auf den Pritschen lag, zu mehr nicht in der Lage?

Angesichts der multiplen Probleme und Bedrohungslagen war das Nichtstun bzw. Nichthinterfragen der Krankheitsfälle für die Gefängnisleitung eine Option. Eine

weitere Front kann nicht gewünscht gewesen sein. Erst dann, als durch den erkrankten Wachmann draußen bekannt wird, was drinnen passiert, funktioniert das Stillhalten nicht mehr.

Das Schlusswort soll Col. Collings gehören, der die Untersuchungsverhandlung leitete: „Der Verwaltung der Anstalt war es wohl damals ziemlich gleichgültig, wer starb, nicht wahr?“